



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Paris.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

setzt zu haben. Wenn, wie es den Anschein hat, Cardinal Andrea sich mit dem Papst ausöhnt und wieder in seine Würden restituiert ist oder wird, dann ist, so weit der Rechtspunkt in Betracht kommt, sein Fall kaum unterschieden von dem der Cardinäle Saoli und Soderini unter Leo X. Außerdem: was ein Papst plena potestate bestimmt, kann er selbst oder ein Nachfolger plena potestate aufheben. Die Papstgeschichte ist voll solcher Fälle.

Wenngleich wir in einem Punkte wenigstens nicht ganz die Ansicht von Herrn Cartwright theilen, so sind wir weit davon entfernt, seiner Auffassung alle Berechtigung abzusprechen. Im Gegentheile glauben wir, daß sie um so mehr Beachtung verdient, als namhafte Rechtsgelehrte am Hofe zu Rom dieselbe theilen.

Da wir uns bei dem interessanten Falle von Cardinal Andrea so lange aufgehalten haben, fehlt uns der Raum, von den anderen Gegenständen, die im Buche behandelt sind, zu sprechen. Wir wollen daher nur kurz bemerken, daß dieses Werk keine sogenannte Gelegenheitschrift im engeren Sinne des Wortes ist, das heißt, sich nicht blos auf die Punkte beschränkt, die bei irgend einem speciellen Fall zur Sprache kommen dürften. Es ist ein kurzer aber vollständiger Abriss aller geltenden Bestimmungen, die auf Papstconclaven Bezug haben, oft durch interessante historische Beispiele und Skizzen erläutert. Wir kennen kein anderes Buch, durch das sich der Leser mit so wenig Mühe ein Bild von einer Papstwahl machen könnte. Daß es zeitgemäß ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Papst Pius IX. wird am 13. Mai 76 Jahr alt, und von der Wahl seines Nachfolgers wird das Geschick der katholischen Kirche abhängen, die sich jetzt in einer Lage befindet, welche kaum lange fort dauern kann.

Aus Paris.

April 1868.

Von dem, der aus Frankreich an Deutsche schreibt, verlangt man zwei Dinge: er soll berichten, was die Franzosen treiben und wie sie über ihre eigenen Angelegenheiten denken, und er darf nicht vergessen, Nachricht davon zu geben, welche Stellung man hier zu Lande Deutschland gegenüber einnimmt.

Wenn es in gewissem Sinn wahr ist, daß die Franzosen immer beschäftigt werden müssen, daß eine Regierung Frankreichs nichts mehr zu fürchten habe, als daß dies Volk, namentlich die Pariser sich langweilen, so ist es gewiß interessant darüber klar zu werden, ob hier in diesem Augenblick Langweile herrscht oder droht, oder was die Gemüther beschäftigt und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Freilich ist es nicht immer leicht, unter den vielfachen Beschäftigungen und Richtungen, die sich bei einem so hoch civilisirten Volke verschlingen, diejenige herauszuerkennen, welche dem tiefsten Triebe der Zeit entspricht und um welche sich alle anderen, wie um ihren natürlichen Mittelpunkt, gruppieren. Am Orte selbst kann man sich darüber täuschen, und nicht blos die Fremden, denen immer ein wichtiger Theil der nur im Verborgenen hervortretenden Stimmung verloren geht, sondern die Einheimischen selbst sind sich nicht immer dessen recht bewußt, was sie eigentlich im Innersten bewegt und treibt. So schmeicheln sich z. B., um vor der Hand Paris allein in Betracht zu ziehen, die clericalen Blätter, daß die Gemüther der Hauptstadt in diesem Augenblicke vorzugsweise von der bevorstehenden ersten Communion des kaiserlichen Prinzen in Anspruch genommen werden. Diese Behauptung mag, auf einen gewissen Bruchtheil der Bevölkerung angewendet, vollkommen berechtigt sein; ebensogut könnte man aber sagen, Paris dächte jetzt an weiter nichts, als an die prächtigen Decorationen und die, wie selbst Sachkenner bekräftigen, an schönen Passagen reiche Musik des „Hamlet“ von Thomas, oder daß in den letzten Wochen die Reise des Prinzen Napoleon die öffentliche Aufmerksamkeit allein in Anspruch genommen habe. Ja selbst der tiefe Eindruck, den die Debatten über die neuen Gesetze, namentlich über das Preßgesetz, machen mußten, beschränkt sich nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil der gebildeten Kreise. Greifen wir etwas weiter zurück, so begegnen wir der neuen Militärorganisation, deren Wirkung allerdings ungleich einschneidender ist, als die übrigen politischen Veränderungen, die aber in verschiedenen Theilen Frankreichs mit ganz entgegengesetzten Empfindungen aufgenommen ist. Während in den östlichen Provinzen, namentlich in Lothringen, die Erhöhung der Kriegsmacht mit Jubel begrüßt wird und die vermehrten Lasten aus Besorgniß vor der aufstrebenden Macht Preußens willig getragen werden, steht es im Süden und Westen Frankreichs ganz anders. Diese entlegeneren Provinzen theilen mit den übrigen den Wunsch nach Vergrößerung des Staatsgebietes und die stille Hoffnung, daß das linke Rheinufer doch einmal an Frankreich zurückfallen muß; freilich halten sie es für ebenso natürlich und unanstoßig, wie die wesentlich tonangebenden Nordfranzosen, daß diese große Nation zur Erhaltung ihrer Lebenskraft (vitalité) auf Eroberungen ausgehen müsse; aber zwischen diesen Wünschen und Hoffnungen und der geduldigen Uebernahme so schwerer Pflichten und drückender Lasten liegt eine weite Kluft, die nicht durch Kriegsbegeisterung und halberlogene Besorgniß vor preussischen Invasionsgelüsten ausgefüllt wird. Die Wahrheit ist, daß die Reorganisation des Heeres überall einen großen Eindruck auf die Bevölkerung gemacht hat und eine noch weit größere Nachwirkung bei ihrer praktischen Durchführung verspricht,

aber keineswegs Interessen, die der Nation näher am Herzen liegen, in den Hintergrund zu drängen vermochte.

Sehen wir näher zu, was seit halb zwei Jahren die Gemüther in Frankreich so mächtig bewegt, welcher tiefere Grund dies eigenthümliche Mißbehagen und einen gewissen Mangel an Selbstvertrauen hervorrufft, der gerade bei diesem Volke, dem man früher vielmehr Selbstüberschätzung vorwerfen konnte, höchst auffallend ist.

Ohne Zweifel haben die Niederlagen der kaiserlichen Politik in Mexico und Deutschland einen großen Antheil an dem verbreiteten Gefühl der Unsicherheit; außerdem hat die ununterbrochene Bevormundung der Regierung den Franzosen eine sichere, straffe Leitung von oben so unentbehrlich gemacht, daß das unsichere Umhertasten, das Schwanken und Laviren der innern und auswärtigen Politik nothwendig Mißstimmung erzeugen mußten.

Aber die Geringschätzung und zum Theil Erbitterung gegen das Regime, Empfindungen, die ihren Höhepunkt nach der luxemburger Angelegenheit erreichten und sich bis zur römischen Expedition, abgesehen von unbedeutenden Schwankungen, in derselben Stärke erhielten, haben der Gleichgiltigkeit und Theilnahmslosigkeit gegen die Acte der Regierung Platz gemacht. Es scheint, als ob man sich ziemlich allgemein sagt: „wir können einmal keinen entscheidenden Einfluß auf die kaiserliche Politik ausüben; warten wir ruhig ab, bis sich der Augenblick zum Eingreifen unsererseits darbietet und rüsten wir uns inzwischen so gut als möglich für den Kampf.“ Diese Resignation wird unterstützt durch das Bewußtsein, daß man ohnehin viel nachzuholen und zu vervollkommen hat auf Gebieten, wo man der staatlichen Einwirkung nicht unmittelbar ausgesetzt ist.

Nach den Urtheilen, wie sie in Schrift und Wort aus der Heimath herüberkommen, sollte man meinen, daß jenseits des Rheins die hier seit 1866 herrschende Stimmung lediglich aus Eifersucht auf die Macht Preußens und aus Mißgunst gegen eine glücklichere Verfassung Deutschlands erklärt wird. Gewiß, diese Empfindungen sind hier stark und allgemein verbreitet; es ist aller Welt genugsam bekannt, Frankreich will es nicht ruhig hinnehmen, daß ihm ein ebenbürtiger Nebenbuhler an seinen Grenzen erwächst. Aber zu welchen Mitteln des Widerstandes will es greifen? Will es sich etwa bei der Vermehrung seines Heeres und der Vervollkommnung seiner Waffen begnügen? Und hat die Schlacht bei Sadowa hier keine andere Frucht, als Haß und Neid getragen?

Es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man sich die Sache so vorstellte. Man übersieht dann, was in Paris und fast allen Provinzialstädten seit einem Jahre für großartige Anstrengungen gemacht sind, um den öffentlichen Unterricht zu heben, wie der Eifer, die Kenntnisse zu vermehren

und die Bildung zu erhöhen, in allen Kreisen wächst, mit welcher Aufopferung in der Wissenschaft hervorragende Männer ihre Zeit öffentlichen Vorträgen widmen, und wie die ernstesten auf kein leeres Amusement berechneten Gegenstände den stärksten Zudrang hervorrufen. Will man es etwa — um nur ein Beispiel anzuführen — dem Zufall zuschreiben, daß die bekannten Conférences, welche sonst nur Abends das vornehme, an geistreichen Spielen Gefallen findende Publicum versammelten, ihren Wirkungskreis so erweitert haben, daß in ihrem Local Mittags Unterricht für junge Mädchen und Nachmittags wissenschaftliche Vorlesungen über Anatomie, Physik, Geographie, Geschichte, Literatur etc. von bedeutenden Gelehrten gehalten werden.

Auch den Charakter der Literatur in den letzten Jahren darf man nicht übersehen. Nicht nur die Zahl der Werke, welche ernstere Gegenstände behandeln, hat sich vermehrt, sondern vor allen Dingen ist auf den veränderten Ton zu achten, welcher auch in Büchern leichteren Inhalts herrscht. Vor einigen Jahren standen Erscheinungen wie Jules Simon's Buch über „die Schule“ ziemlich vereinzelt da; sein neuestes Werk „L'ouvrier de huit ans“ gesellt sich zu vielen anderen bald nachher erschienenen, in denen verwandte Fragen mit bewunderungswürdiger Sachkenntniß und edler Leidenschaft besprochen werden.

Bezeichnend ist es gewiß, daß der Inhalt des kürzlich herausgekommenen Buches von Herrn Renan „questions contemporaines“ seinem größten Theile nach von Fragen über Hebung des Unterrichts und der Bildung ausgefüllt wird. Die Deutschen empfangen in diesem Werke wegen der Organisation ihres Universitätsunterrichts manche Schmeicheleien; auf denselben Seiten kann man aber Andeutungen oder geradezu Aussprüche lesen, die uns vor dem Glauben an die Sicherheit unserer Superiorität auf diesem Gebiete bewahren, jedenfalls aber reichlich zu denken geben können.

Ebenso wenig kann man es nur dem bon plaisir zuschreiben, wenn Eugène Despois, der sich zur Aufgabe gemacht hat, nachzuweisen, daß die Freiheit, namentlich die republicanische, der Entwicklung des Menschen förderlicher ist, als die Gunst der Despoten, zum Gegenstand seiner neuesten Schrift „Le vandalisme républicain“ (ironisch zu verstehen!) die Frage gewählt hat: was der Convent für die öffentliche Bildung und den Unterricht in Frankreich gethan habe? Seine historischen Untersuchungen haben wieder in Erinnerung gebracht, daß die bedeutendsten Institute für Förderung der Wissenschaft und Volksbildung aus jener Zeit der Republik stammen.

Die Ereignisse des Jahres 1866 haben hier — nicht bloß bei der Regierung — sondern in weiten Kreisen die Ueberzeugung hervorgerufen, daß Frankreich, um seine dominirende Stellung wieder zu erobern, sich nicht mit der Verbesserung seiner Waffen und der Hebung seiner Kriegsmacht be-

gnügen darf, sondern auch auf geistigem Gebiet den ersten Rang erstreben muß. Es darf nicht angeschlagen werden, daß in diesem Volke, welches von seiner ungeheuren Ueberlegenheit über alle übrigen so fest überzeugt war, bescheidene Urtheile über seinen Rang nach seiner Bildung unter den Nationen der Erde immer mehr und mehr laut werden. Wer weiß aber nicht, mit welcher Energie diese Nation von jeher einem einmal klar erkannten Ziele entgegengearbeitet hat? Wir dürften uns also nicht wundern, wenn bald die praktischen Resultate eines solchen Aufschwungs hervortreten würden.

Wie aber jede Uebergangsperiode mit einem gewissen Unbehagen verbunden ist, so erklärt sich die herrschende Stimmung in Frankreich zu einem großen Theile leicht aus dem Bewußtsein, daß man, um nicht zu sinken, vielen liebgewordenen Gewohnheiten entsagen und neuen Anstrengungen Troß bieten muß. Alte Versäumnisse nachholen zu müssen, verstimmt immer.

Die Regierung hat, wie allgemein bekannt ist, der Stärke und Ausdehnung der im Volke ausgesprochenen Richtung gemäß, eine wunderbare Thätigkeit entwickelt. Das Verdienst des Herrn Duruy um die Pflege der geistigen Interessen in Frankreich müssen selbst die erbittertsten Gegner der kaiserlichen Regierung zugestehen. Unter allen einflußreichen Personen des heutigen Regiments erfreut er allein sich einer wahren Popularität und der von ihm durchgesetzte Unterricht der Frauen, deren Bildung hier bekanntlich schmähslich verwahrloßt war, ist zum Feldgeschrei der liberalen Partei geworden.

Der geschilderte Aufschwung hat aber auch seine Gegenwirkung hervor gebracht. Die Geistlichkeit hat richtig herausgeföhlt, welche Gefahr ihr hier droht. Ihr Einfluß ist bis jetzt in manchen Theilen der Provinzen sehr stark und in der vornehmen Gesellschaft unbestritten. Nun droht ihnen aber, durch die höhere Bildung der Frauen ein Haupthebel ihres Einflusses verloren zu gehen; denn namentlich auf die Monde wirkte sie durch das Medium der Frauen. Sehr begreiflich daher ihr Haß gegen Herrn Duruy. Die Clericalen begnügen sich aber durchaus nicht damit, auf den Sturz desselben hinzuwirken; ihr Plan ist kühner, in richtigem Verhältniß zu der Bedeutung der gefürchteten Bewegung. Ihr nächstes Ziel ist allerdings, das Ministerium des öffentlichen Unterrichts in die Hände einer ihrer Creaturen zu bringen; sie sind aber weitsichtig genug, um zu wissen, daß einer solchen Macht gegenüber negative Mittel nicht ausreichen. Daher sind sie mit einem positiven Prinzip hervorgetreten, der Freiheit des höheren Unterrichts, wie sie schon in früherer Zeit für die Freiheit des Volks- und Lycealunterrichts gekämpft hatten. Die Geistlichkeit, verstärkt durch viele Laien, erklärt in der kürzlich an den Senat gerichteten Petition, welche mit mehr als zweitausend Unterschriften bedeckt ist, daß die Freiheit des höheren Unterrichts als das

„einzige Heilmittel gegen die verderblichen Lehren der Gegenwart“ zu betrachten sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich die geforderte Waffe gegen die Clericalen selbst wenden; immerhin bleibt es charakteristisch, was diese Partei unternimmt und aufs Spiel setzt, um der gefährdrohenden Verbreitung der Bildung und freier Anschauungen begegnen zu können. Die Energie der Bekämpfung bezeugt am Besten die Stärke der bekämpften Sache.

Die Deutschen müssen sich dieser Bewegung gegenüber vor Selbstüberhebung hüten; man hört in Deutschland eine Menge geringschätziger Urtheile über fremde Bildung und über das Wissen der Ausländer, die zu ihrem allergrößten Theile auf Unkenntniß oder Mißverständnis beruhen. Es ist namentlich bei uns Sitte geworden, mit Achselzucken von der Ungründlichkeit der französischen Bildung zu sprechen. Jetzt beginnt nun deutsche Bildung sich mit reißender Schnelligkeit in Frankreich auszubreiten und fast zugleich nimmt das von hier und anderswoher Aufgenommene eine eigenthümliche nationale Form an. Seit einigen Jahren aber ist hier der öffentliche Unterricht in völliger Umgestaltung begriffen, und gleichzeitig wird er allen Schichten der Bevölkerung zugänglich gemacht. Herr Renan bemerkt einmal gelegentlich in seinen *questions contemporaines*, daß ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht in Frankreich nicht mehr Zeit gebraucht, um gegeben zu werden, zu leben und zu sterben, als ein Deutscher nöthig hat, um sich darüber eine klare Idee zu bilden. Soll damit unserer Langsamkeit zu denken und zu begreifen ein Hieb gegeben werden, so trifft dieser nur zur Hälfte; denn die Menschen brauchen unter allen Verhältnissen mehr Zeit, um die Erscheinungen, sei es der natürlichen, sei es der socialen Welt, zu begreifen, als diese nöthig haben, um sich zu vollziehen. Jeder wird aber den angeführten Ausspruch treffend finden, wenn er die wunderbare Beweglichkeit des französischen Geistes schildern soll. Wenn wir uns selbstgefällig gegen fremde Bildung abschließen und unsere Anschauungen nicht durch die Gesichtspunkte der anderen Völker erweitern und berichtigen, so werden wir auf dem Gebiete, wo wir bisher eine hervorragende Stellung einnahmen, nämlich in der Vielseitigkeit unserer Bildung und der Gründlichkeit unseres Wissens, überholt werden.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Stimmung gegen Deutschland.

Ich lege natürlich mehr Gewicht auf das, was ich privatim von Franzosen höre und lerne, als was die Zeitungen, auch die sogenannten unabhängigen urtheilen. Bezeichnend ist es aber doch, daß man in allen diesen Freiheit, Volksrechte und Nationalitätsprincip speciell vertretenden Blättern vergeblich nach einem der deutschen Sache sympathischen Gedanken sucht. Ich nehme durchaus nicht den „*Temps*“ aus, welcher es mit seiner phrasenhaften Friedensagitation im vorigen Frühling (die sogenannte *ligue de la paix*, welche Herr

Frédéric Passy zur Zeit der Luxemburger Angelegenheit in Scene setzte) für durchaus verträglich hält, der kaiserlichen Regierung vorzuwerfen, daß sie nicht rechtzeitig die Umgestaltung Deutschlands hintertrieben habe; diese Zeitung, welche trotz ihrer vielseitigen Verbindungen mit Deutschland noch immer das Leere, auf einer bodenlosen Unkenntniß der Thatsachen beruhende Geschwätz aufsticht, daß es jammerschade sei, wie dieses glücklich-vielgestaltete, in seiner Decentralisation die herrlichste Entwicklung versprechende deutsche Volk der rauhen Hand Preußens verfallen müsse, statt sich im Jahre 1848 aus eigener Kraft neu aus sich selbst zu gestalten! Als ob das letztere möglich gewesen und die vielgepriesene Mannichfaltigkeit ein unbedingter Segen wäre! Dies nicht beiläufig, sondern um durch das Beispiel des im Allgemeinen den Deutschen am wenigsten feindlichen Blattes eine Ahnung von dem durchgängigen Ton und der Haltung der übrigen zu geben. Freilich sind auch unter diesen noch verschiedene Abstufungen vorhanden; z. B. (um nur von den sogenannten unabhängigen, liberalen Zeitungen zu sprechen) l'Opinion nationale und le Journal des Débats besleißigen sich einer gemäßigten Sprache und hüten sich davor, in einen verletzenden Ton zu verfallen; dagegen das geistreiche Avenir national ist voll von Ironie und Hohn; le Siècle, gewöhnlich die einzige Kost des liberalen Philisters, bleibt sich in seiner Feindseligkeit gegen unsere Entwicklung consequent, la Liberté wechselt freilich alle vierzehn Tage ihren Standpunkt, man wird es aber gewiß nicht als eine günstige, wohlwollende Gesinnung betrachten, daß sie sich allein darin treu bleibt, in einem Athem Herrn von Bismarck die höchste Bewunderung zu zollen und für Frankreich das linke Rheinufer zu reclamiren.

Wozu noch ein Wort über die officiellen und officösen Blätter verlieren? Sprechen wir lieber von dem Standpunkt, den das Volk uns gegenüber einnimmt. Was bedeutet aber eigentlich die Stimmung des französischen Volkes gegen Deutschland? Ueber die Rippen der ungeheueren Majorität dieses Volkes, selbst der Pariser, kommt nie ein Wort über auswärtige Politik oder über Verhältnisse in einem anderen Lande; die große Masse hier zu Lande, welche nicht einmal lesen kann, hat von den neuesten Veränderungen in Deutschland schwerlich mehr gehört, als daß ein Staat, welcher sich Preußen nennt, größer geworden ist. Unterrichtete Franzosen haben gegen mich ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß der französischen Landbevölkerung im Innern der Name „Bismarck“ ganz unbekannt sei. Unter der kleinen Minderheit, die hier über auswärtige Verhältnisse spricht, empfängt die größte Anzahl das, was sie für ihre Meinung hält, aus einem flüchtigen Einblick in das Petit Journal oder le Moniteur du soir, sehr selten aus einer zufälligen mündlichen Belehrung (dazu ist das Leben hier viel zu hastig; das bißchen Zeit, was nach der Sorge für die materielle Existenz noch übrig

bleibt, muß bei der Härte der Arbeit hier den gebotenen, meistens rauschenden, betäubenden Vergnügungen gewidmet werden.

Von der Minderzahl dieser kleinen Minderheit haben sich die meisten keine selbständige Ueberzeugung über politische Angelegenheiten gebildet, sie folgen der jedesmaligen Strömung, welche von den Zeitungen angegeben wird, die wieder ihrerseits für die auswärtige Politik lediglich von der jedesmaligen Haltung der Regierung abhängig ist.

Hieraus ergibt sich erstens, daß die hiesige Regierung eine unberechenbare Macht über das Volk besitzt, indem sie die Stimmung nach ihrem Belieben durch das Medium aller, auch der für innere Fragen oppositiven Journale für jede beabsichtigte Unternehmung nach außen nicht nur leiten, sondern geradezu schaffen kann; zweitens daß die Zahl der Männer, welche über Politik nachgedacht und also eigene von den Zeitungen unabhängige Anschauungen haben, sehr klein ist.

Nur die Urtheile dieser letzten Classe können für uns in diesem Augenblick Interesse haben, da das Volk jetzt durch kein den Journalen von der Regierung gegebenes Ordnungswort aufgeregt wird, sich also gar nicht um das kümmert, was außerhalb vorgeht.

Die wahrhaft gebildeten Leute hier, die gleichfalls mit sehr geringen Ausnahmen der neuesten Entwicklung Deutschlands feindlich sind, sie mögen einer politischen Richtung angehören, welcher sie wollen, diese betrachten mit unverhehlter Befriedigung die jüngste Niederlage Preußens und der nationalen Sache in dem Ausfall der süddeutschen Wahlen. Diese Männer, welche keineswegs alle für den Krieg enthusiastisch sind, wissen einmal gut genug, daß die Regierung den Krieg gegen Preußen führen will und vielleicht muß, und daß sie nur solange wartet, bis sie sich genügend gerüstet glaubt; zugleich sind und bleiben sie aber immer Franzosen und denken, daß wenn sie sich nun einmal dem Beschlusse ihrer Regierung stumm fügen müssen, ihre Wünsche doch immer dieselben für das Glück und die Größe ihres Vaterlandes bleiben. Wie oft habe ich die halb schüchterne, halb ängstliche Frage hören müssen: „wird wohl der Krieg überall in Deutschland mit demselben Eifer geführt werden?“

Diese Frage wird mir nun nicht mehr wiederholt; sie ist durch die Thatfachen beantwortet. Ein großer Theil der Deutschen ist durch Phrasenthum so unfähig geworden, die wahre Sachlage ins Auge zu fassen, durch die gelobte Gemüthlichkeit so stumpf gegen das Wohl und Wehe seiner Nation geworden, daß sie die Hoffnungen des Auslandes erwecken.

Natürlich hört man jetzt wieder häufiger: „aber zeigen die Süddeutschen denn nicht in eclatanter Weise, daß sie einen unbezwinglichen Widerwillen gegen Preußen haben? ist es denn wirklich so ungereimt, was wir früher

immer behauptet haben, daß sie ihrer Denkweise und ihren Anschauungen nach uns näher als den Norddeutschen stehen?

Hier zu Lande gilt es als ausgemacht, daß man von einer deutschen Nation, die alle Deutsch Sprechenden Stämme umfaßt, nicht reden könne. Was soll man aber auch von einer Nation denken, die im brennendsten Momente ihrer Entwicklung so wenig Verständniß für ihre Bestimmung zeigt? Wie wollen wir für uns von den Franzosen dieselbe Sympathie verlangen, welche sie für die Italiener gezeigt haben? Ist etwa bei uns dieselbe Einheit des Willens zu finden? ja kann man wenigstens eine über alle Widersprüche siegverheißende Strömung entdecken? Wenn sich Deutsche solche Betrachtungen selbst aufwerfen müssen, was will man von einer fremden Nation fordern? namentlich von derjenigen, welche von jeher ihre Achtung für feste einheitliche Kundgebungen aufbehalten hat?

Im Auslande, namentlich in Frankreich, wird unserer Ueberzeugung, daß wir uns fester und fester an Preußen anschließen müssen, noch viel mehr Nahrung zugeführt als daheim. Ich selbst gehörte im Frühling 1866 zu denen, welche den Krieg Oestreichs und der kleinen Staaten gegen Preußen billigten; Jeder, und in gewissem Sinne auch die Süddeutschen dürfen es sich zur Ehre anrechnen, für ihre Ueberzeugung und für eine Sache, die ihnen gerecht schien, die Waffen ergriffen haben, statt ihre Meinung zu verleugnen und den schleichenden Haß gegen Preußen nur tiefer fressen zu lassen. Damals war ein Schimmer von Hoffnung auf die Durchführung ihrer Ideale vorhanden; was glauben sie aber jetzt mit ihrer Haltung zu gewinnen? Den Gedanken, sie hofften mit Hilfe fremder Einnischung ihre erbärmliche kleinstaatliche Existenz zu erhalten, will ich nicht aufkommen lassen. Die Schwaben haben neben der Angst, aus ihrer himmlischen Gemüthlichkeit gerissen zu werden, schwerlich ein anderes Motiv, als daß sie den verhassten Preußen zeigen wollen, wie starrköpfig sie zu sein vermögen. Fast alle hiesigen Zeitungen haben mit unverhehltem Behagen einen Satz aus dem Stuttgarter Beobachter abgedruckt, in welchem dieses ritterliche Demokratenblatt den Ausfall der letzten Wahlen als eine schwäbische Nationalthat bezeichnet. Dieses schale Treiben mag bei diesen Leuten das Bewußtsein von dem Ernst der Zeit eine Weile lang unterdrücken; uns dient es aufs Neue zum Beweis, daß das Leben in einem Scheinstaate ohne Ehre und Macht unvermeidlich demoralisirend wirken muß. Sehen wir mehr auf diese hohen Güter, welche Preußen uns bietet, einem achtungsgebietenden und auf seine Würde eifersüchtigen Staate anzugehören, als auf die Mängel seiner Regierungen, damit wir nicht immer wieder der Welt das Schauspiel einer Nation bieten, die nicht weiß, was sie will.